

JÜDISCHE STUDIEN

Beilage des Instituts für jüdische Studien der Universität Basel September 2011

La Suisse
et
l'Horlogerie

SOUVENIR
DE
LA CHAUX-DE-FONDS



Imp. E. Sauser, Chaux-de-Fonds, Mod. V. D.

DIE INSTITUTSMITARBEITER

Institutsleitung:



Prof. Dr. Alfred Bodenheimer
Ordinarius für Religionsgeschichte und Literatur des Judentums

Stellvertretende Leitung:



PD Dr. Erik Petry
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Aktuelle Forschung: Publikation der Habilitationsschrift unter dem Titel «Das «Pack» in Zürich. Ein Versuch über Lebenswelt, Oral History, Gedächtnis und Erinnerung». Studienbuch im utb-Verlag in der Reihe «Jüdische Studien» mit dem Arbeitstitel «Zionismus»

Feste Mitarbeiter:



Dr. phil. Caspar Battegay
Assistent
Aktuelle Forschung: Habilitationsprojekt mit dem Arbeitstitel ««Wendungspunkte» der Moderne: Leben und Schreiben bei Nathan Birnbaum (1864–1937)»



Dr. phil. Tamar Lewinsky
Assistentin; Stipendiatin des Forschungsfonds der Universität Basel. Ab 2012 «Ambizione»-Stipendiatin des SNF. Aktuelle Forschung: Habilitationsprojekt mit dem Arbeitstitel «Weltsprache Jiddisch: Jüdische Transmigranten und die Entstehung transnationaler jiddischer Räume»



Regula Tanner, M. Theol.
Dozentin für Hebräische Sprache; Projektmitarbeiterin im SNF-Projekt «Jiddische Druckwerke aus Basel und die Geburt der jüdischen Öffentlichkeit im frühneuzeitlichen Europa (1550–1612)»

Aktuelle Forschung: Dissertationsprojekt mit dem Arbeitstitel «Die Bibel Frauen und ungebildeten Männern zugänglich gemacht: Jiddische Übersetzungen, Paraphrasen und Kommentare zu biblischen Schriften als Beitrag zur Identitätsfindung und -stärkung der jüdischen Bevölkerung im Europa des 16. Jahrhunderts»

Mitarbeitende in wissenschaftlichen Projekten:



lic. phil. Sabina Bossert
Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen des Culturescapes Festivals 2011
Aktuelle Forschung: Dissertationsprojekt mit dem Arbeitstitel «David Frankfurter und der Mord an Wilhelm Gustloff. Selbstbild – Fremdbild – Rezeption»



Dr. phil. Daniel Gerson
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Aktuelle Forschung: Buchprojekt ««Nicht irgendein anonymer Verein . . .»: Eine Geschichte der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich»



Dr. des. Shifra Kuperman
Lehrbeauftragte für Jiddisch im Herbstsemester
Abgeschlossenes Projekt: Dissertation mit dem Titel «Pen-Brothers: The Politics of Literature 1905–1915»

Dr. des. Daniel Lis
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Abgeschlossenes Projekt: Dissertation mit dem Titel «Imagined Kinship? Jewish Identifications of Nigerian Igbos in Israel and the Question of Belonging»
Aktuelle Forschung: Habilitationsprojekt mit dem Arbeitstitel «Basel und die Beta Israel 1830–1865. Protestantische Mission und jüdische Identität in Äthiopien»

Dr. des. Stefanie Mahrer
SNF-Projektmitarbeiterin im SNF-Projekt «Jüdische



Urenunternehmer in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Migration – Religionswandel – Wirtschaft»
Aktuelle Forschung: Publikation der Dissertation mit dem Titel «Jüdische Uhrmacher und Urenunternehmer in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Migration – Wirtschaft – Religion»
Habitationsprojekt mit dem Arbeitstitel «Salman Schocken: Kaufmann, Mäzen, Verleger und Zionist»



Dr. phil. Clemens P. Sidorko
Projektmitarbeiter im SNF-Forschungsprojekt «Jiddische Druckwerke aus Basel und die Geburt der jüdischen Öffentlichkeit im frühneuzeitlichen Europa (1550–1612)»
Aktuelle Forschung: Habilitationsprojekt mit dem Arbeitstitel «Stadt ohne Juden und Brennpunkt jüdischer Öffentlichkeit: Basel als Zentrum des jiddischen Buchdrucks im 16. und frühen 17. Jahrhundert»

Administration:



Melissa Dettling
Wissenschaftliche Hilfsassistentin



Judith Feigel
Sekretärin des IJS

Eva Sternküer
Bibliothekarin des IJS

EDITORIAL

Dynamik «made in Switzerland»

Fünfzehn Dokortatsdiplome hat die Philosophisch-Historische Fakultät der Universität Basel im Frühjahrssemester 2011 vergeben. Ein Fünftel davon wurde in einem ihrer kleinsten Fächer, den Jüdischen Studien, erworben. Natürlich setzt dies nicht den gängigen Standard, sondern hat mehr mit einer zufälligen Konstellation zu tun. Drei unserer Doktorierenden haben im vergangenen Mai ihre Prüfungen abgelegt. Dennoch besitzt die Tatsache Signalcharakter: In Basel haben die Jüdischen

Studien nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Forschung hohe Sichtbarkeit und Qualität erlangt.

Dieses Heft soll einer breiteren Öffentlichkeit davon Kenntnis geben. Wir haben ihm aus mehreren Gründen den Titel «Made in Switzerland» gegeben. Nicht nur soll dadurch spezifisch Schweizer Forschung ins Profil gerückt werden, wir haben unter den mannigfaltigen Forschungsthemen

der Jüdischen Studien in Basel auch jene ausgewählt, die sich spezifisch mit Schweizer Themen befassen. Damit soll gezeigt werden, wie weit sowohl chronologisch wie thematisch die Spannweite allein dieser Themen ist. Das 16. und frühe 17. Jahrhundert betreffend zeigt Clemens Sidorko auf, wie wichtig nicht nur hebräische, sondern auch jiddische Drucke damals als Quelle religiöser Literatur und Erbauung für das ganze europäische Judentum waren. Stefanie Mahrer führt uns in den Neuenburger Jura des 19. Jahrhunderts, wo jüdische Uhrenhersteller mit dafür besorgt waren, dass die Schweizer Uhrenindustrie ihren Weltruf erlangte und

sich über auch damals schon auftretende Krisen rettete – ein Einblick in einen Bereich ihres abgeschlossenen Dokortats. Ebenfalls frisch promoviert ist Shifra Kuperman. Sie schildert die wichtige Rolle der Universität Bern für jüdische Studierende aus Osteuropa kurz vor und während des Ersten Weltkriegs. Dies ist ein Aspekt aus ihrer Dissertation über die jiddische Literatur zwischen 1905 und 1915. Und schliesslich widmet sich Caspar Battegay dem Monte Verità bei Ascona, wo nach dem Zweiten Weltkrieg auch jüdische Intellektuelle wie Gershom Scholem oder Martin Buber in Erscheinung traten und wo im kommenden November unter der thematischen Federführung des Instituts für Jüdische Studien die internationale Tagung «Redefining People. Israel as a Challenge for Collective Identity» vonstattengehen wird. Über Aspekte der Lehre werden Erik Petry (Studienreisen) und Regula Tanner (Hebräischer Sprachunterricht) berichten.

Zur umfassenden Information über unsere Forschung und unsere Mitarbeitenden findet sich am Ende dieses Heftes eine Übersicht.

Die Dynamik in Lehre und Forschung, die wir hier dokumentieren wollen, ist das Ergebnis sorgfältigster Betreuung, gezielter Förderung junger Forschender und eines hervorragenden Teamgeistes zwischen den Mitarbeitenden. Die Voraussetzungen dafür zu setzen ermöglicht uns die Stiftung für Jüdische Studien, der hier für ihre Treue und ihr Engagement gedankt sei. Erwähnt sei auch, dass die Leitung der Universität Basel in den vergangenen Monaten klare Zeichen gesetzt hat, dass und wie sie über den reinen Bestand hinaus das weitere Gedeihen des Fachs Jüdische Studien in Zukunft fördern wird.

Ab 2012 wird das Institut für Jüdische Studien seinen Namen in Zentrum für Jüdische Studien ändern, da eine Verwaltungsreform den Begriff «Institut» neu definieren wird. Das ZJS wird nahtlos dort weitermachen, wo das IJS aufhören wird.

ALFRED BODENHEIMER



IMPRESSUM

tachles
DAS JÜDISCHE WOCHENMAGAZIN

Dies ist eine Beilage der JM Jüdischen Medien AG:

JM Jüdische Medien AG, Postfach 1852, 8027 Zürich

Telefon 044 206 42 22, Fax 044 206 42 20, E-Mail redaktion@tachles.ch

FOTOS ARCHIV JÜDISCHE GEMEINDE LA CHAUX-DE-FONDS



«HORLOGERIE GARANTIE SAMUEL WEILL» Briefkopf 1905

UHRENINDUSTRIE

Wie La Chaux-de-Fonds den USA Paroli bot

Jüdische Uhrmacher in der Schweiz setzten mit der Gründung von modernen Fabriken zum Zeitpunkt der grössten Uhrenkrise wichtige Akzente.

VON STEFANIE MAHRER

Die Schweiz ist das Land der Alpen, der Schokolade und vor allem der Uhren. Für Touristen ist eine Schweizer Uhr noch immer ein beliebtes Souvenir, für Schweizerinnen und Schweizer ein Stück Identität. In den Hügeln des Neuenburger und Berner Jura – im Arc Jurassien – entwickelte sich im 19. Jahrhundert nicht nur die schweizerische Uhrenindustrie, sondern auch ein Mythos – der Mythos der Schweizer Uhr. Kaum jemand weiss jedoch, dass zahlreiche Juden am Erfolg der Uhrenindustrie beteiligt waren, noch weniger bekannt ist die Tatsache, dass ohne jüdische Fabrikanten im 20. Jahrhundert vielleicht Schweizer Uhren vom Markt verschwunden wären.

Knapp 1000 Jüdinnen und Juden lebten um 1900 in der Uhrenstadt La Chaux-de-Fonds, der damals grössten jüdischen Gemeinde der Schweiz. Über 40 Prozent davon waren in der Uhrenindustrie beschäftigt, der grösste Teil davon führte kleine Familienbetriebe. Ein kleiner Teil stach jedoch schon in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts als Gründer von grossen Firmen, als Vorreiter der Industrialisierung der Branche und somit als Retter der Schweizer Uhren heraus.

Modern und luxuriös

Eine der ersten modernen Fabriken in La Chaux-de-Fonds wurde von den Brüdern

Ditesheim gegründet. Léopold, Achilles und Isidore schlossen sich 1892 zur L. A. & I. Ditesheim, fabricants, zusammen. Die junge Firma, die seit 1902 unter dem Namen «Movado» bekannt ist, verfolgte schon früh eine mehrspurige Unternehmensstrategie: Die Brüder bauten Taschenuhren aus vorfabrizierten Einzelteilen zusammen, spezialisierten sich dann zunächst auf Uhrwerke, ab 1893 wurden auch Einzelteile und

Werkzeuge produziert und vertrieben. Drei Jahre später konzentrierte sich die Firma auf komplette Uhren. Bereits ab 1894 waren die Brüder auch als Entwickler tätig und liessen ihre Erfindungen patentieren. Die Vielzahl von registrierten Marken mit illustren Namen wie Ultra, Nobles-

«Über 40 Prozent der Juden waren in der Uhrenindustrie beschäftigt.»



FABRIQUE «EBEL» BLUM & CO. Briefkopf 1928

se oder Belgravia, nach dem Londoner Edelviertel benannt, illustriert die Schaffenskraft der Firma, die sich in moderner Technik und luxuriösem Design ausdrückte. Die Zahl der Angestellten schnellte in die Höhe: auf über 80 im Jahr 1897.

Jungen Männern wie den Ditesheim-Brüdern ist der Ruhm der Schweizer Uhr, wie er bis heute anhält, zu verdanken. Dies nicht, weil sie bessere, schönere oder genauere Uhren als ihre christlichen Kollegen hergestellt hätten, sondern weil sie mit der Gründung von modernen Fabriken zum Zeitpunkt der grössten Uhrenkrise den USA Paroli boten.

Noch im Jahr 1872 hatte die Schweiz Uhren und Uhrenteile im Wert von 18,3 Millionen Franken in die Vereinigten Staaten exportiert; 1876 belief sich der Exportwert nur noch auf 4,8 Millionen Franken. Die Uhrennation Schweiz befand sich in starker Bedrängnis; Uhrenfirmen in den USA begannen ab den 1870er Jahren seriell und maschinell zu produzieren, was die Produktionsmenge massiv ansteigen und die Preise sinken liess, kurzum – die USA begannen den Weltmarkt zu bestimmen. Für eine Region wie die Arc Jurassien, die fast gänzlich von der Uhrmacherei lebte, war dies verheerend.

Neue Produktionsweisen

Die neuen Produktionsweisen wurden in der Schweiz bis zur Weltausstellung in Philadelphia von 1876 nicht ernst genommen, erst die Ausstellung zeigte, dass die Ameri-

kaner nicht nur günstiger und schneller produzierten, sondern auch in der Lage waren, technisch hochwertige und äusserst präzise Uhren herzustellen. Das Problem lag darin, dass man sich im Jura technischen Innovationen gegenüber zu lange verschloss. Ein idealisiertes Bild des unabhängigen Uhrmachers, der in seinem Atelier arbeitete, und der Glaube an die Überlegenheit der Handwerkskunst gegenüber der fabrikmässigen Produktion von Uhren werden als Gründe für die Ablehnung einer Weiterentwicklung und Industrialisierung der Uhrenbranche angenommen. Dieses Verhalten zeigte sich insbesondere bei den alteingesessenen Familien, die auf eine lange Uhrmachertradition zurückschauten.

Die 1870er Jahre waren erst der Beginn der langsamen, aber umso erfolgreicheren Modernisierung der schweizerischen und jurassischen Uhrenproduktion. In den Anfangsjahren, und dann vor allem bei der Gründung der ersten Fabriken, waren jüdische Akteure aktiv am Modernisierungsprozess beteiligt. Unter den ersten Fabrikbesitzern in der Uhrenbranche befand sich in der Tat eine bemerkenswerte Anzahl jüdischer Firmenbesitzer. In Zahlen ausgedrückt bedeutet dies, dass sich von den 17 unter kantonalem Gesetz als «Fabriken»

geführten Firmen, also Wirtschaftseinheiten mit mehr als 20 angestellten Arbeiterinnen und Arbeitern, acht im Besitz jüdischer Familien befanden.

Anders als ihre christlichen Kollegen nahmen jüdische Fabrikanten die neuen Produktionsweisen wohlwollend auf. Junge Männer wie die Ditesheim-Brüder waren nicht in Traditionen gefangen und hingen keinen romantischen Bildern nach, sondern waren Neuerungen und Modernisierungen gegenüber offen. Zudem waren sie als Neulinge in der

Branche nicht in hierarchische Strukturen eingebunden und hatten wenig Macht und Prestige zu verlieren. Zusammen mit einer guten Prise jugendlichem Gründergeist und genügend familiärem Kapital führten diese meist jungen Juden die Uhrenindustrie aus der Krise. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts schlossen sich weitere Uhrmacher und Uhrenunternehmer der Modernisierung an. Die alten Uhreneliten verloren ihren Einfluss, und eine neue Generation von jüdischen und christlichen Self-Made Men stand an der Spitze des regionalen Bürgertums und der Uhrenproduktion. Die Schweizer Uhr verdankt ihren Mythos deshalb zu einem grossen Teil jüdischen Firmengründern und Patrons, von denen einige im frühen 20. Jahrhundert Weltruhm genossen. **i**

«Jüdische Uhrenfabrikanten nahmen die neuen Produktionsweisen wohlwollend auf.»

BERN

Jiddisch an der Aare

Die Universität Bern und ihre ostjüdischen Studenten vor dem Ersten Weltkrieg.

VON SHIFRA KUPERMAN

Als im Jahr 1908 die Czernowitzer Sprachkonferenz stattfand und die jiddische Sprache, bis dahin hauptsächlich Jargon genannt, als eine Nationalsprache des jüdischen Volkes proklamiert wurde, stand auf dem dichten Programm der Konferenz auch ein Vortrag über die jiddische Orthografie. Das Thema braucht an sich nicht zu überraschen. Einigermassen ungewöhnlich mag aber die Autorisierung des Redners Shmuel Eisenstadt als Vorsteher des Bernischen Studentenvereins anmuten. Auch die Ehre, die mit diesem Titel verbunden gewesen zu sein scheint, ist heute nicht ohne Weiteres nachvollziehbar.

Hätte die säkulare jiddische Literatur sich gleich anderen Literaturen fortsetzen können, so wäre dies jedoch keineswegs erstaunlich. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts, als es für Juden beinahe unmöglich war, an osteuropäischen Universitäten zugelassen zu werden, war in der jiddischen Trivialliteratur ein neuer Studententypus entstanden, der die überkommene Rolle eines Grafen oder Lords übernahm, wie bereits der Literaturkritiker Shmuel Niger (1883–1955) aufgezeigt hat. In diesen Romanen fungierte der Student als eine Art Wunderheld, der sich etwa in eine kleine Zigarettenverkäuferin verliebte und so den Lauf ihres Schicksals völlig veränderte.

Aber neben der allgemeinen Idealisierung des Studenten nahm die Uni der Stadt Bern noch eine besondere Rolle in der jiddischen Literatur ein. Vom Ende des 19. Jahrhunderts und bis zum Ersten Weltkrieg wurde diese von immer grösseren Zahlen jüdischer Studenten aus Osteuropa besucht. Bis zur gescheiterten Revolu-



FOTO KEYSTONE

BERNER MATTEQUARTIER Die Bundeshauptstadt auch als Zentrum jiddischer Literatur

tion von 1905 waren viele von ihnen auch politisch aktiv gewesen. Bekannt sind vor allem die Sozialisten Wladimir Medem (1879–1923) und Chaim Zhitlowsky (1865–1943), die damals in Bern studierten.

Treffpunkt Bern

Sehr früh wurde in der jungen jiddischen Literaturkritik auf die Verbindung zwischen «den Poeten und den Theoretikern» (d.h. Dichtern und Politikern), wie sie in Bern zur Sprache kam, hingewiesen. Der Zauber, den die damaligen Studenten auf ihre in den Kleinstädten Osteuropas verbliebenen Kameraden ausübten, spiegelt sich in deren Memoiren wider. Doch die Schriftsteller, die das Bild der Aarestadt in der Literatur prägten, waren nur selten ordentliche Universitätsstud-

ten. Manche von ihnen hospitierten zwar als Hörer, aber weniger waren immatrikuliert und noch weniger haben das Studium an der historisch-philosophischen Fakultät tatsächlich abgeschlossen. Denn das Bildungsideal war so hoch, dass allein schon der Aufenthalt in Bern ausreichte, um sie als Studenten oder sogar als Absolventen jener hehren Institution in die jiddischen Lexika einzutragen. Das Studium ermöglichte, wie aus der Literatur hervorgeht, soziale Mobilität, stand aber vor allem für unbeschränkte Freiheit und Unabhängigkeit.

So beschrieb der Schriftsteller Daniel Tscharny (1888–1959) die Stadt Bern als den Ort, wo er als selbstständiger Mensch geboren worden sei. Tscharny lebte dort zuerst mit seinem schon erwähnten Bruder Shmuel Niger etwa zwei Jahre lang und besuchte verschiedene Veranstaltungen

«Das Studium stand für Freiheit und Unabhängigkeit.»



SHMUEL NIGER

an der Universität. Ihre gemeinsame Wohnung diente als Zentrum für die Besucher aus der jiddischen literarischen Welt. Diese genossen auch den Mittagstisch mit russischen Spezialitäten, der im gleichen Haus angeboten wurde und Passanten aus dem gesamten russischen Reich anzog.

Eher an den Gebrüdern Tscharny als am russischen Essen im Hause interessiert waren die jiddischen Schriftsteller, die dort ein- und ausgingen. So Menachem Boreisho auf seinem Weg nach Amerika, H. D. Nomberg (1876–1927), der sich die Caféhäuser der Stadt zur Wohnung machte und in seinen Erzählungen Bern verewigte, David Einhorn (1886–1973), der aus politischen Gründen an Ort verweilte, gleichzeitig die Uni besuchte und eine Menge von Gedichten und Artikeln in die weite Welt schickte, Anokhi (1878–1947), der unermüdlische Vorleser seiner eigenen Schriften, und noch andere.

Sie kamen nie direkt aus ihren Geburtsorten nach Bern, sondern aus den osteuropäischen Zentren der jiddischen Literatur. Sei es aus Warschau, wo sie sich um die autoritäre Gestalt des Schriftstellers Y. L. Peretz (1852–1915), den sogenannten Vater der jiddischen Literatur, scharten, sei es aus dem geschichtsträchtigen Wilna, der ehemaligen Stadt der rabbinischen Gelehrsamkeit, danach der Haskala und in jüngeren Zeiten des sozialistischen Bunds, aber auch ohne Zweifel der modernen jiddischen Literatur; oder aus Odesa, der Stadt, in der Mendele Mocher Sforim, bekannt als der Grossvater der jiddischen



UNIVERSITÄT BERN UM 1900 Anziehungspunkt für jüdische Studierende aus Osteuropa

Literatur, neben den übrigen einflussreichen hebräischen Schriftstellern lebte. Eine Stadt, die als Gegenpol zum leichtsinnigen Warschau galt.

Unterricht auf Jiddisch

Nach Bern kamen die meisten ohne Maturitätszeugnis. Die gebildeten jungen Juden aus Osteuropa, die in Russland auf das Gymnasium gegangen waren und daher auch Französisch konnten, setzten ihren Weg sowieso nach Genf oder Paris fort. In Bern aber bestand mindestens gerüchteweise die Hoffnung auf Unterstützung bei der Aufnahme als Studenten durch den jüdischen Professor Ludwig Stein (1859–1930). Stein wusste auch finanziell zu helfen.

Und in Bern soll es, wiederum entsprechend den Memoiren, auch durchaus möglich gewesen sein, im Unterricht Jiddisch zu sprechen. Inwiefern dies stimmt und wie zuverlässig solche Erinnerungen sind, ist keine unwichtige, aber eine schwer zu beantwortende Frage; mehr als nur einmal finden

sich beim Versuch, der Geschichte der jiddischen Literatur in Bern auf den Grund zu gehen, in Archivmaterialien und Me-

moiren divergierende Informationen. Sicher ist aber, dass im Jahr 1913 der Beginn gewisser Veranstaltungen des Sommersemesters wegen der grossen Anzahl jüdischer Studenten auf die Zeit nach Pessach verschoben wurde.

Weite Distanzen zwischen Studienort und Familie waren nichts Ungewöhnliches in der vormodernen jüdischen Gesellschaft. Beide Orte (das Elternhaus und die Jeschiwa) hatten ein gemeinsames Wertesystem. Bern hingegen bildete für viele Studenten eine Antithese zum Elternhaus. Weit entfernt von ihren Familien, umgeben von einer ungewohnten und bewunderten Landschaft, durchlebten sie einen Ablösungsprozess. Für die jiddischen Schriftsteller bedeutete dies nicht nur eine Ablösung von der eigenen Kernfamilie, sondern auch von der literarischen Welt, die, bewusst oder nicht, ebenfalls die Form einer Familie annahm. Bern stand für sie ausserhalb der Autoritäten der literarischen Elterngeneration und gehörte somit ihnen allein, der jungen Generation.

Auch die Krankenbesuche bei Scholem Alejchem, der eine Zeit lang in einer Klinik in der Stadt behandelt wurde, relativieren diesen Eindruck nicht. Mit grosser Freude wurde er als ehrenvoller Gast behandelt, als ein Verwandter aus der Ferne. 

«Bern gehörte den Schriftstellern allein, der jungen Generation.»

BASEL

Gedruckt in der gewaltigen Stadt Basel

Ende des 16. Jahrhunderts zählte die Stadt Basel zu den wichtigsten Zentren des jüdischen Buchdrucks.

VON CLEMENS P. SIDORKO

Basel als Brennpunkt der jüdischen Zivilisation? Klar, werden Sie denken, Herzls erster Zionistenkongress von 1897. Doch bereits 300 Jahre zuvor, an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, war die Stadt am Rheinknie Juden in ganz Europa ein Begriff. Im Gegensatz zur nicht jüdischen Umwelt konnten die meisten von ihnen nämlich lesen; die Herkunftsangabe «Basilea ir gedola» (Basilea [die] gewaltige Stadt) stand auf den Titeln vieler hebräischer und jiddischer Bücher, denn Basel zählte damals zu den wichtigsten Zentren des jüdischen Buchdrucks.

Wie es dazu kam und wer die Protagonisten dieses gemeinsamen Stücks Basler und jüdischer Geschichte waren, untersucht seit knapp drei Jahren ein Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds, das am Institut für Jüdische Studien der Universität Basel angesiedelt ist. Den Ausgangspunkt bildete ein Zusammenwirken günstiger Umstände:

Anders als viele Kollegen waren Basler Drucker im Stande, Bücher in hebräischer

Schrift zu setzen, denn zur Zeit des Humanismus hatten zahlreiche christliche Hebraisten ihre Werke und Textausgaben dort drucken lassen. Den Juden dagegen war es anderswo oft verboten, Bücher herzustellen. Als das Basler Buchgewerbe ab 1550 einen konjunkturellen Rückschlag erlebte und die Drucker sich neue Absatzgebiete erschliessen mussten, fanden technisches Know-how und Marktbedürfnisse zusammen. Zum Standortvorteil geriet paradoxerweise, dass in Basel seit 1398 ein striktes Ansiedlungsverbot für Juden galt, denn so blieb die Sache ein reines Exportgeschäft, in das sich Politik, Kirche und Zensur nur wenig einmischten.

Strenge Auflagen

Vor allem zwei Drucker arbeiteten für ein jüdisches Publikum: Ambrosius Froben setzte mit seiner Talmud-Ausgabe von 1578 bis 1581 Massstäbe, was dazu führte, dass sich selbst Juden aus Prag mit Aufträgen an ihn wandten. Konrad Waldkirch

druckte zwischen 1598 und 1612 einen Grossteil der Werke, die den jüdischen Buchmarkt dazumal prägten. Eine zentrale Rolle spielten stets die jüdischen Mitarbeiter, welche die Pressen unter strengen Auflagen anstellen durften: Nicht zuletzt sie knüpften Kontakte zu Autoren und Herausgebern oder wählten die Titel aus, welche die Druckereien auf eigene Rechnung für den Markt produzierten.

Manche dieser Setzer und Korrektoren waren selbst Gelehrte, wie Frobens Talmud-Editor Israel Sifroni aus dem italienischen Guastalla; andere stammten aus dem Buchgewerbe wie Waldkirchs Mitarbeiter Jakob Ben Abraham Mojcher sformim (Buchhändler) – ursprünglich ein fahrender Bücherkrämer aus Litauen, der seine Ware in ganz Mittel- und Osteuropa vertrieb. Neben praktischen Gebetbüchern für Festtage oder das ganze Jahr entstanden Sammlungen religiöser Vorschriften («Minhogim»), Handbücher, wie ein frommer Jude und besonders die jüdische Frau das Leben einrichten sollten («Brantschpigel. Ein schön Frauenbüchlein»), unterhaltende Literatur wie die berühmten Fuchsfabeln («Mischle schuolim») oder die Erzählensammlung Maysebuch und manches mehr. Viele der Bücher waren auf Jiddisch verfasst und sollten Frauen oder einfache Männer ansprechen, die nur schlecht Hebräisch verstanden. Die Liste all dieser Basler Drucke liest sich geradezu wie ein Who is Who damaliger Bestseller; ihre Autoren sassen in Galizien ebenso wie in Krakau, Prag oder Frankfurt am Main.

Frankfurt, die Stadt der Buchmesse und Sitz einer bedeutenden jüdischen Gemeinde, spielte zudem eine wichtige Rolle bei der Vermarktung: Hier lebten reiche jüdische Financiers, die Druckaufträge nach Basel vergaben, um die Bücher über ihr Netzwerk von Handelskontakten in ganz Deutschland, Norditalien oder Polen zu verkaufen. Der Vertrieb erfolgte in grossen Gemeinden wie Prag oder Krakau über jüdische Bücherläden, auf dem flachen Land dagegen durch «pahn- oder sformitregger», die mit einem Handkarren

«Zum Standortvorteil geriet, dass in Basel ein striktes Ansiedlungsverbot für Juden galt.»



FOTOS UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BASEL

HAMISCHE HUMSCHE TORAH BASEL, THOMAS GUARIN, 1581 Titelblatt: Übersetzung des Pentateuchs ins Jiddische

HEBRÄISCHUNTERRICHT

Am Webstuhl der Sprache

Am Institut für Jüdische Studien lernen Studierende Iwrit gemäss Lernmodell der Hebräischen Universität in Jerusalem.

VON REGULA TANNER

Schalom, mi at? Ani Rina. We atta?
Mi atta? Ani Dani.

Mit diesen und anderen einfachen Sätzen werden Iwrit-Lernende am Institut für Jüdische Studien bereits in der ersten Stunde dazu animiert, selbst zu reden und die Umgebung auf Hebräisch zu entdecken. Mit den Vokabeln werden die ersten Buchstaben eingeführt, und nach sieben Wochen ist das ganze Alphabet bekannt. Mit einem Grundwortschatz von etwa 150 Vokabeln lassen sich bereits die ersten kleinen Dialoge inszenieren.

Sinnvolle Inhalte

Der Unterricht orientiert sich am Lernmodell der Hebrew University in Jerusalem. Dieses zeichnet sich dadurch aus, dass die Übungstexte die Lernenden als erwachsene Menschen ernst nehmen. Jeder sprachlich noch so einfache Text hat einen sinnvollen Inhalt, und so vermittelt das Lehrbuch «Hebrew from Scratch» von der ersten Lektion an viel Wissenswertes zur israelischen und jüdischen Kultur, Geschichte und Religion. Die witzigen Karikaturen erhöhen zudem das Lernvergnügen und erhellen oft den Text an Stellen, wo ohne Bild lange Erklärungen nötig wären. Obschon Arbeitsanweisungen, Grammatikerklärungen und Vokabelübersetzungen in Englisch abgedruckt sind, animiert das Buch in ho-

von Gemeinde zu Gemeinde zogen, wie der erwähnte Jakob Ben Abraham.

Erstklassige Quellen

Inhaltlich sind die Basler Drucke ein getreuer Spiegel ihrer bewegten Zeit: Vertreibung und sozialer Umbruch, die Verlagerung der jüdischen Bevölkerung aufs Land und von West- nach Ostmitteleuropa spiegeln sich etwa im gehäuften Auftreten von Vorschriftenliteratur oder moralisierenden Werken: Diese wurden zum Verkaufsschlager, weil die Juden in Deutschland nun vielerorts in einer ländlichen Diaspora lebten, wo ein Gemeindeleben kaum mehr möglich war, während

hem Mass, Hebräisch durch Hebräisch («iwrit be iwrit») zu lernen. Wie in Israel wird im Unterricht sobald als möglich nur noch Hebräisch gesprochen und die Studierenden werden so wenigstens während der Lektionen der Sprache in verschiedenen Kontexten ausgesetzt. Nach zwei Jahren sind die Studierenden fähig, einfache Texte auf Hebräisch zu lesen, zu verstehen und ihre Meinung dazu schriftlich und mündlich auszudrücken. Nicht wenige besuchen anschliessend einen Ulpan in Israel.

Fremde Schrift

In Israel wird der Sprachunterricht in sechs Stufen eingeteilt: Aleph-Bet-Gimel-Dalet-He-Waw. In Basel wird während der vier Semester (à drei Wochenstunden) die Stufe Aleph abgeschlossen. Diese ist erfahrungsgemäss die zeitintensivste. Iwrit – im Gegensatz zu Englisch – ist am Anfang schwer und wird dann immer leichter. Die fremde Schrift bildet eine erste Hürde: Bis es vom Buchstaben zum Erkennen von Wörtern kommt, dauert es oft Wochen. Eine gewisse Fremdheit bleibt lange bestehen und wirkt sich verlangsamernd auf das Lesetempo aus. Eine zweite Hürde sind die Vokabeln: Wie kann

im Osten Europas durch forcierte Zuwanderung viele Gemeinden entstanden, die keinen Rabbiner hatten. Alle Bücher zeigen das deutliche Bestreben, in einer Zeit der geistigen und sozialen Krise jüdische Identität zu bewahren und sie auf eine neue Grundlage zu stellen. Die überreiche Fülle von Informationen, welche die Basler Drucke zum Glaubensleben, aber auch zur Ausgestaltung des jüdischen Alltags enthalten, machen sie für uns Spätere zu erstklassigen kulturhistorischen, ja geradezu ethnologischen Quellen.

Um 1615 brach diese Tradition indes abrupt ab: Kurz zuvor war der Drucker Waldkirch gestorben, ohne einen Nachfol-

ILLUSTRATION AUS DEM LEHRBUCH

«HEBREW FROM SCRATCH» Anschaulicher Iwrit-Unterricht



ein Anfänger oder eine Anfängerin sich z. B. merken, dass «lesapper» «erzählen» heisst? Oder «machschev» «Computer»? Das Lernen der ersten Vokabeln ist wie das Einrichten eines Webstuhles, bei dem die Längsfäden gespannt werden müssen. Mit der Zeit kommen die Quersfäden dazu: «sippur» – «Erzählung», «sefer» – «Buch», «sifrija» – «Bibliothek» oder «lachscho» – «denken», «cheschbon» – «Rechnung». Diese Vokabeln sind mit den oben genannten verwandt und deshalb schon nicht mehr ganz so schwer zu lernen. Wenn dann wie bei einem wachsenden Stoffstück Muster sichtbar werden, von denen sich andere Vokabeln und Verbformen ableiten lassen, macht sich das beglückende Gefühl breit, die Fremdheit der Sprache überwunden zu haben. ⓘ

ger zu hinterlassen. In Frankfurt wurden 1614 während des sogenannten Fettmilchaufstands alle Juden vertrieben. Als sie 1616 zurückkehren konnten, bot sich das nahegelegene Hanau als Druckzentrum an: Dort existierte seit 1610 eine hebräische Presse unter der Leitung eines ehemaligen Waldkirch-Mitarbeiters. Der Dreissigjährige Krieg, unter dem auch jüdische Gemeinden schwer litten, und der zu erheblichen demografischen Umschichtungen im Siedlungsgebiet der Aschkenasim führte, tat ein Übriges dazu, dass sich die Zentren jüdischen Buchdrucks nach 1618 endgültig nach Ostmitteleuropa und nach Amsterdam verlagerten. ⓘ

EXKURSIONEN

Über Orte, die Leere und das Lernen – Didaktik einer Exkursion

Lernen am Ort, lernen durch den Ort.

VON ERIK PETRY

Exkursionen sind fester Bestandteil des Lehrplans an der Universität Basel. Im Frühjahrssemester 2010 hat das Institut für Jüdische Studien daher eine Studierendenreise nach Prag, im Mai 2011 eine weitere Reise nach Krakau organisiert. Hinter beiden Exkursionen steht ein Lehrkonzept, das diese Reisen aus dem «Alltag» universitären Lernens heraushebt.

Thematisch ist die Exkursion immer einem Ort gewidmet und soll die Studierenden in die neueste Forschung einführen. Vor der Reise findet ein mehrtägiger Workshop statt, an dem Studierende in Einzel- oder Zweiergruppen-Referaten Teilaspekte des Themas vorstellen und mit der gesamten Gruppe diskutieren. Die wissenschaftlich-theoretische Auseinandersetzung findet also zu einem grossen Teil vor der eigentlichen Exkursion statt, der Exkursionsplan orientiert sich dann streng an diesen Themen.

«Lernen am Ort»

Beim Festlegen der Referate und des Exkursionsplans wird darauf geachtet, dass zum einen historische Orte und Schauplätze, Museen sowie wissenschaftliche Institutionen ausgewählt werden, zum anderen aber jeder Ort auch eine Anregung zum

Gespräch bieten muss. Letzteres geschieht durch das Hinzuziehen kompetenter lokaler Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen. Die Ergebnisse aus dem Workshop werden in diesen Diskussionen wieder aufgenommen, die jeweiligen Referenten aus dem Kreis der Studierenden sind als Spezialisten gefragt und benötigt. Dieses Konzept nennen wir «Lernen am Ort» und «Lernen durch den Ort».

Unter «Lernen am Ort» verstehen wir, dass sich die Exkursionsteilnehmer mit Studierenden, Wissenschaftlern, Gemeindevorstandlichen, Rabbinern, Museumsmitarbeitenden, Künstlern und Kulturvermittlern zusammensetzen und mit diesen in einen Dialog treten. Im universitären Bereich stehen der Austausch unterschiedlicher Herangehensweisen an historische Themen, die Gewichtung dieser Themen im Curriculum der jeweiligen Institution sowie das Erfahren einer Universitätslehr- und -lernkultur ausserhalb der Schweiz im Vordergrund. Wichtig im Sinne einer berufsbezogenen Ausbildung ist aber auch, sich mit weiteren Arbeitsbereichen vertraut zu machen, die mit einer kulturwissenschaftlichen Ausbildung wie den Jüdischen Studien angestrebt werden können. Hier ist besonders die Kulturvermittlung in Museen und im Journalismus zu nennen.



JUDAICA? ANTISEMITICA? SOUVENIR?

An vielen Orten in Krakau kann man diese Figuren kaufen, die aber auch immer wieder Anlass zu Diskussionen geben. Sind sie das aussage neutrale Ergebnis des alten Krakauer Holzschnitzerhandwerks oder die Tradierung antisemitischer Vorurteile?

Studierenden ihre bisher gewonnenen Erkenntnisse mit der heutigen Realität vergleichen. Gerade in Krakau war dies am Beispiel des jüdischen Viertels Kazimierz sehr gut möglich, denn aus dem einst blühenden jüdischen Viertel war nach 1945 ein heruntergekommenen Ort geworden, der sich seit den neunziger Jahren wieder zu einem blühenden Viertel entwickelt – aber mit einer Leerstelle, denn nur noch wenige Spuren deuten auf die verschwundene jüdische Lebenswelt hin. Museen, restaurierte Synagogen, Gedenkstätten, Restaurants «Jewish Style», inzwischen auch ein koscheres Restaurant sorgen dafür, dass dieses Erbe ins Gedächtnis der Stadt eingeschrieben bleiben soll.

Gerade die Verbindung «Lernen am Ort» und «Lernen durch den Ort» sorgt für einen grossen Erkenntnisgewinn bei den Studierenden, die immer wieder gezwungen werden, ihre Lernergebnisse aus dem Workshop aus neuen Blickwinkeln anzuschauen, dabei diese Ergebnisse zu hinterfragen und auf neue Situationen zu übertragen. Prag und Krakau waren eindrucksvolle Beispiele, wie dieses Konzept funktioniert. Unsere nächste Exkursion wird uns im Frühjahrssemester 2012 nach Wien führen.

Gerade die Verbindung «Lernen am Ort» und «Lernen durch den Ort» sorgt für einen grossen Erkenntnisgewinn bei den Studierenden, die immer wieder gezwungen werden, ihre Lernergebnisse aus dem Workshop aus neuen Blickwinkeln anzuschauen, dabei diese Ergebnisse zu hinterfragen und auf neue Situationen zu übertragen. Prag und Krakau waren eindrucksvolle Beispiele, wie dieses Konzept funktioniert. Unsere nächste Exkursion wird uns im Frühjahrssemester 2012 nach Wien führen.

Grosser Erkenntnisgewinn
«Lernen durch den Ort» meint, dass die



DAS 2005 FERTIGGESTELLTE DENKMAL AUF DEM «PLATZ DER GHETTOHELDEN» IM KRAKAUER STADTEIL PODGORZE 70 leere Stühle erinnern an die von diesem Platz aus in die Todeslager verschleppten Zehntausende Juden und Jüdinnen

FOTOS: MELISSA DETTLING

GESCHICHTE

Wo Scholem «schweizerisch» dozierte

Die Eranos-Tagungen und die jüdische Geistesgeschichte in Ascona.

VON CASPAR BATTEGAY

Es liegt nicht nur an der reizvollen Landschaft, dass das Institut für Jüdische Studien gerade auf dem Monte Verità bei Ascona eine Konferenz veranstaltet, sondern es ist auch einer Tradition des Ortes geschuldet. Im Schicksalsjahr 1933 wurde an jenem Ort eine Initiative ins Leben gerufen, die dem damaligen europäischen Trend zur Nationalisierung und zur Radikalisierung leise, aber entschieden widersprach. Die exzentrische Holländerin Olga Fröbe-Kapteyn, eine Anhängerin C. G. Jungs und begeisterte Esoterikerin, organisierte die erste von vielen sogenannten Eranos-Tagungen auf ihrem Anwesen in Moscia direkt am Lago Maggiore. Eranos ist ein griechisches Wort und meint ursprünglich ein Freundschaftsmahl, an dem sich alle Teilnehmenden mit Mitgebrachtem beteiligen. Im übertragenen Sinn sollte ein Ort des Austausches auf dem weiten Feld der Religionstheorie und der Mystik-Forschung geschaffen werden.

Inspirierende Umgebung

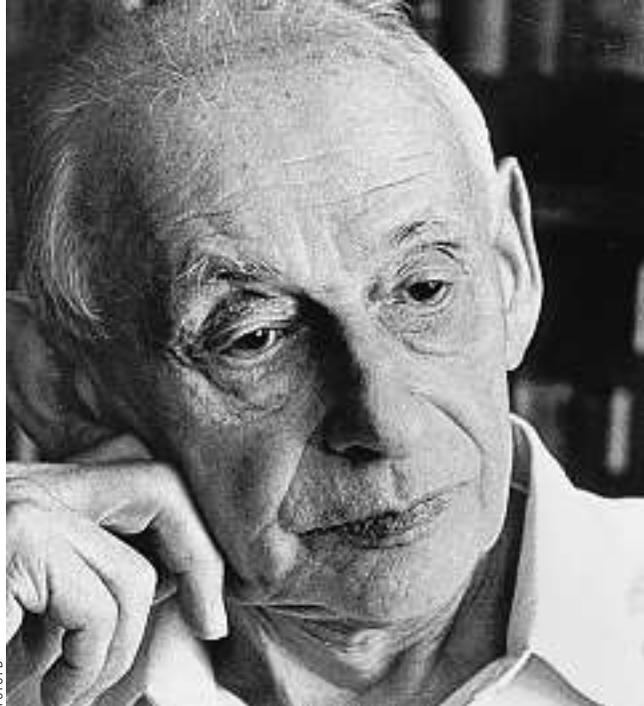
Eranos versammelte jährlich im Sommer eine Elite von europäischen Intellektuel-

INFORMATION

INTERNATIONALE KONFERENZ

> Anfang November findet unter dem Titel «Redefining People. Israel as a Challenge for Collective Identity» eine internationale Konferenz auf dem Monte Verità bei Ascona statt. An der Konferenz, veranstaltet von Culturescapes Israel, dem Institut für Jüdische Studien der Universität Basel und der Schweizerischen Gesellschaft für Judaistische Forschung, thematisieren namhafte Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Israel, den USA und Deutschland Fragen unter anderem zum Nationalstaatenbegriff zionistischer Prägung sowie der Identität und Rolle der nicht jüdischen Bürger Israels. Die englischsprachige Konferenz steht allen Interessierten offen. [TA]

7.–10. November, Seminarzentrum Monte Verità, Strada Collina 78, Ascona. www.jewishstudies.unibas.ch



FOTOPD

GERSHOM SCHOLEM Judaist mit Jahrhundertwirkung

len, die Tagungen fanden bis 1988 statt und wurden dann unter neuer Leitung bis 2006 weitergeführt. Die Landschaft um den Monte Verità bot eine inspirierende Umgebung. Der Berg ist ein legendärer Ort, an dem sich seit Ende des 19. Jahrhunderts verschiedenste Lebensreformer, Pazifisten, Nudisten, Anarchisten und viele andere -isten ein Stelldichein gaben. Er bildet, so sagte einst der Ausstellungsmacher Harald Szeemann, eine «sakrale Topografie» der alternativen Szene.

Für die jüdische Geistesgeschichte hat diese Topografie jedoch noch eine andere Bedeutung. Sie bildet eine Gesprächslandschaft, die nach 1945 Dialoge ermöglichte, die sonst kaum realisierbar gewesen wären. Zwar trat bereits Martin Buber 1934 beim Treffen zum Thema «Ostwestliche Symbolik und Seelenführung» auf, doch erst nachdem Europa vollständig «fremd und unheimlich» wurde, so der Psychologe Erich Neumann, fanden Neumann und andere deutsch-jüdische Intellektuelle wie Gershom Scholem oder der Historiker Shmuel Sambursky in Ascona eine neutrale Umgebung, um mit Wissenschaftlern aus Deutschland, der Schweiz

und Frankreich ins Gespräch zu kommen. Ascona schien für diese Begegnungen eine Art extraterritorialer Raum zu sein. Neumann, der aus Deutschland nach Israel emigrierte und bis zu seinem Tod 1960 eine Privatpraxis in Tel Aviv führte, schrieb in einem Brief an Fröbe-Kapteyn: «Sie wissen, dass ich nicht zufällig in Israel bin, und ich gehöre dorthin zu einem guten Teil, der von den Ahnen kommt [...], aber ein anderer unbedingterer [...] Teil, der grundsätzlich heimatlos schien [...], der fand, überrascht und beglückt, ein Stück Boden in dem, was als Eranos in Ihrem Herzen, als grosser runder

Tisch des Gespräches auf der Terrasse am See [...] lebendig ist.»

Die Schweiz als Tor

Auch Scholem war oft – und gerne – Gast in Ascona. Anfänglich skeptisch gegenüber Jung und dessen Verhalten in der Nazi-Zeit, liess er sich von Leo Baeck überzeugen, dass der berühmt-berüchtigte Psychologe kein Antisemit sei. An den Eranos-Tagungen entstanden Scholems bis heute wegweisende Essays über den Golem und den jüdischen Messianismus. Doch auch touristisch schienen die Anlässe sich zu lohnen. Scholem freute sich ausdrücklich, «abends über die Piazza streichen» zu können. Diese idyllischen Aussichten verdecken aber nicht den wesentlichen Aspekt: Zum ersten Mal nach dem Ende der Nazi-Diktatur publizierte Scholem wieder auf Deutsch, das er 1952 gegenüber Leo Strauss ironisch als «schweizerisch» bezeichnete. So bildete mit den Eranos-Tagungen die Schweiz ein Tor, durch das jüdische Studien als Wissenschaft nach der Schoah wieder ihren Weg nach Europa fanden. Das «Gastspiel» des Basler Instituts für Jüdische Geschichte in Ascona findet also im Bewusstsein einer besonderen Verpflichtung gegenüber dieser Geschichte und ihrer Fortschreibung statt. ⓘ

Doppelt soviel wissen, halb soviel bezahlen!

Studentinnen und Studenten
erhalten 50 Prozent Ermässigung
auf die Abopreise



Bestellen Sie sich ein Probeexemplar
oder ein Abonnement

Telefon: 044 206 42 00
E-Mail: verlag@tachles.ch
www.tachles.ch